

Können sie lesen? : Wege zum Verständnis moderner deutscher Lyrik

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles**

Band (Jahr): **4 (1961)**

Heft 1

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-387927>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

KÖNNEN SIE LESEN?

Reinhold Grimm (Erlangen): Wege zum Verständnis moderner deutscher Lyrik

Von Günter Eich gibt es ein Gedicht, das «Tage mit Hähern» überschrieben ist¹. Zweifellos ein modernes Gedicht. Es lautet:

Der Häher wirft mir
die blaue Feder nicht zu.

In die Morgendämmerung kollern
die Eicheln seiner Schreie.
Ein bitteres Mehl, die Speise
des ganzen Tags.

Hinter dem roten Laub
hackt er mit hartem Schnabel
tagsüber die Nacht
aus Ästen und Baumfrüchten,
ein Tuch, das er über mich zieht.

Sein Flug gleicht dem Herzschlag.
Wo schläft er aber
und wem gleicht sein Schlaf?
Ungesehen liegt in der Finsternis
die Feder vor meinem Schuh.

Woran erkennt man ein modernes Gedicht? Zunächst an gewissen formalen Eigenheiten. Sie fallen uns auch hier sofort ins Auge, obwohl Eich zu den Maßvollen und Sparsamen im Gebrauch der neuen Mittel gehört. Sehr bezeichnend sind die Verse:

In die Morgendämmerung kollern
die Eicheln seiner Schreie.

Was ist geschehen? Der Dichter hat aus dem Namen des Eichelhäher das Bestimmungswort isoliert, und schon ergeben die kollernenden Eicheln ein Bild für die Schreie des Vogels. Ähnlich kühn ist die Metaphorik, wenn der unruhig gaukelnde Flug des Häher dem Herzschlag verglichen wird. Am weitesten geht das Bild der dritten Strophe: der Vogel hackt aus Ästen und

Baumfrüchten die Nacht und zieht sie dem Dichter als Tuch über den Kopf.

Die Welt dieses Gedichts wird metaphorisch verkleidet, ja wir dürfen sagen: verfremdet. Eich verknüpft das Entfernteste. Dabei spielt der reine Klangwert der Wörter keine geringe Rolle. Denken wir wieder an die «Eicheln seiner Schreie» oder an das Bild

hackt er mit hartem Schnabel
tagsüber die Nacht...

Eine andere Form der sprachlichen Verkleidung oder Verhüllung zeigt jene Frage nach Herkunft und Wesen des Häher:

Wo schläft er aber
und wem gleicht sein Schlaf?

Schließlich erreicht die Verfremdung auch das Inhaltliche. Aber vielleicht sollten wir hier besser von Entfremdung reden; denn was durch sie ausgesagt wird, ist die Unmöglichkeit einer Kommunikation zwischen dem Vogel und dem Menschen. Der Häher wirft dem Dichter die Feder gerade nicht zu (das ist zugleich in der Form schockierender Überraschung gesagt); er breitet statt dessen die Nacht über ihn, und erst in dieser Nacht liegt dann auf einmal die Feder da – freilich ungesehen vorm achtlosen Schuh.

Das Gedicht findet sich in dem Band «Botschaften des Regens» von 1955. So, wie wir es vor uns haben, weist es unleugbar entscheidende Merkmale der Modernität auf. Es nimmt die volle Freiheit der Bildschöpfung für sich in Anspruch, verzichtet auf logisch einsichtige Zusammenhänge, verfremdet die Welt. Die Mittel der Überraschung und des Schocks stehen ihm zu Gebote, aber auch ein sprachspielerisches Element ist nicht zu verkennen. Sein Inhalt läßt sich nur andeuten: der Häher, im

¹ G. Eich: Botschaften des Regens. Frankfurt 1955, S. 8.

Volksglauben ein schatz- und zauberkundiger Vogel, erscheint als eine Art mythisches Wesen, das mit dem Geheimnis des Tags und der Nacht, vielleicht also mit dem Seinsgeheimnis, vertraut ist, uns jedoch jeden Zugang ironisch verwehrt. Die Feder, die nicht zugeworfen wird und dann plötzlich daliegt, um übersehen zu werden, versinnbildlicht diese Beziehung.

Ein eindrucksvolles Gedicht, eine beachtliche Leistung. Dennoch wäre darüber nichts weiter zu sagen, hätte ich nicht durch Zufall in einem älteren Bändchen des gleichen Dichters geblättert. 1948 veröffentlichte Eich die Sammlung «Abgelegene Gehöfte». Sie enthält ein Gedicht mit dem Titel «Die Häherfeder»²:

Ich bin, wo der Eichelhäher
zwischen den Zweigen streicht,
einem Geheimnis näher,
das nicht ins Bewußtsein reicht.

Es preßt mir Herz und Lunge,
nimmt jäh mir den Atem fort,
es liegt mir auf der Zunge,
doch gibt es dafür kein Wort.

Ich weiß nicht, welches der Dinge
oder ob es der Wind enthält.
Das Rauschen der Vogelschwinge,
begreift es den Sinn der Welt?

Der Häher warf seine blaue
Feder in den Sand.
Sie liegt wie eine schlaue
Antwort in meiner Hand.

Eine verblüffende Übereinstimmung; aber verblüffender noch durch das, was die beiden Gedichte trotz allem unterscheidet. Oder sollte der erstaunliche Fall, daß hier ein und dasselbe Motiv vom gleichen Dichter das eine Mal als traditionelles, das andere Mal als modernes Gedicht gestaltet wurde, so schwer zu erkennen sein? Statt eines unpersönlichen Vorgangs oder gar Zustands haben wir nun wieder das altbe-

kannte dichterische Subjekt, das ein Erlebnis Zug um Zug erzählt, das ungescheut «ich» sagt und die Dinge bei ihrem Namen nennt, schlicht und deutlich. Alles, was wir aus dem ersten Gedicht nur errahnen und ungefähr umschreiben konnten: in diesen Versen steht es klar und glatt formuliert da. In der Begegnung mit dem Häher ist der Dichter

einem Geheimnis näher,
das nicht ins Bewußtsein reicht.

Welchem Geheimnis? Eich hält damit nicht hinterm Berg: dem «Sinn der Welt». Es ist zwar nicht begrifflich faßbar, aber das Rauschen der Vogelschwinge begreift es vielleicht. Von einer absoluten Entfremdung kann in diesem Gedicht so wenig die Rede sein wie von den formalen Mitteln der Moderne. Das beweist vor allem auch der sowohl erlebnis- wie sinnbildhafte Kern, dessen erste Fassung in bemerkenswerter Weise von der zweiten abweicht. Denn hier wird die Feder geworfen, sie liegt auf der Hand und ist jedenfalls eine Möglichkeit der Kommunikation und eine Antwort, wie listig versteckt diese auch immer sein mag.

Was haben wir aus solchem Nebeneinander – nur sieben Jahre trennen die beiden Gedichte – zu schließen? Daß die Modernität ein Gewand ist, das man nach Belieben überstreift oder ablegt? Daß es nur äußere Mittel, ja Mätzchen und Tricks sind, die der moderne Lyriker verwendet: sei es, weil er sich durch absichtliche Dunkelheit interessant machen will, sei es, weil er einer Mode folgt, die Entfremdung, Negation und Pessimismus propagiert? Gewiß sind diese Fragen berechtigt; gleichwohl hüte man sich vor allzu schnellen Urteilen und Verurteilungen. Denn es geht hier tatsächlich um ein Grundproblem aller modernen Lyrik, und wer es nicht ernstlich durchdacht hat, kann kaum damit rechnen, diese Lyrik wirklich zu verstehen.

(Anfang eines Aufsatzes aus «Universitas, Zeitschrift für Wissenschaft, Kunst und Literatur», Heft 11, Stuttgart 1960.)

² Ders.: Abgelegene Gehöfte. Frankfurt 1948, S. 58.